

TAFEL 7. Das Pferd.

die Wälder flüchten, wenn sie dieselben weiter sdeten, so rieth er seinen Gefährten, sich nochmals zu verbergen.“

„Einer von den Bibern,“ fährt Dupraz fort, „wagte sich dann hervor und ging an die Oeffnung, nachdem er sich mehrmals genähert hatte und wie ein Spion zurückgekehrt war. Er sah sich auf dem Plage um, dann gab er wie den vorhergehenden Abend mit seinem Schwanz vier Schläge. Alle kamen darauf wieder hervor und gingen zur Arbeit; Einer von ihnen schlich sich an mir vorbei, und da ich Einen zu meinen Untersuchungen zu haben wünschte, so schoss ich ihn. Beim Flintenkusse aber rissen Alle weit schneller aus, als es bei hundert Schlägen ihrer Wache der Fall gewesen sein würde; und als ich noch mehrere Male auf sie feuerte, flohen sie Alle äusserst schnell in die Wälder davon.“ —

„Die Biber zeigen eine große Anhänglichkeit an einander. Zwei junge Biber, die man lebendig gefangen nach einer nahen Factorie an der Hudsonsbai gebracht hatte und da eine Zeit lang fütterte, fühlten sich in diesem Zustande recht wohl und wurden sehr fett, bis Einer durch einen Zufall getödtet wurde. Der Ueberlebende fühlte sogleich den Verlust, fraß Nichts mehr und starb bald darauf.“ —

„Man weiß, daß Biber vollkommen zahm geworden sind. Der Major Koberfort in New-York hatte einen zahmen Biber über ein halbes Jahr lang in seinem Hause, wo er, wie ein Hund frei umher lief. Alle Lumpen und weichen Sachen, die er antraf, schleppte er in einen Winkel, wo er gewöhnlich schlief und machte sich ein Bett daraus. Die Käse im Hause hatte Junge und nahm von diesem Bette Besitz, und der Biber machte keinen Versuch, sie davon zu verjagen. Wenn die Käse ausging, nahm der Biber oft die junge Käse, die man am Leben gelassen hatte, zwischen seine Vorderpfoten, hielt sie an seine Brust, um sie zu wärmen, und schien in dieselbe vernarrt zu sein. Sobald die Käse zurückkam, gab er ihr das Kästchen wieder. Bisweilen murrte er, that aber Niemandem etwas zu Leide; auch versuchte er nicht, Jemanden zu beißen.“ —

Das Pferd.

Diese nützliche Thiere sind bekanntlich einhufig. Das eigentliche Vaterland derselben ist die große Tartarei. In dem Stande der Wildheit sind es häßliche und unhandige Thiere. Durch die Cultur sind sie erst gutartige, schöne, gelehrige, treue und folgsame Hausthiere geworden. Jetzt sind sie als Hausthiere fast über die ganze Erde verbreitet. Die Zügel gewöhnt man dadurch an den Zaum und einen regelmäßigen Gang, daß man sie an einer langen Leine in weitem Kreise durch Sand, trocken läßt. Jedes Pferd muß seine

Schule machen, damit aus einem wilden und unhandigen Zügel ein brauchbares Pferd wird, das seinem Reiter geduldig trägt und im Stalle oder beim Ausreiten nicht um sich schlägt. Ein gut abgerichtetes Pferd, das seines Herrn Wünsche versteht und befolgt, ist zu bewundern. Doch ist die Abrichtung eines Pferdes hart. Es muß Hunger, Schmerzen, Angst und allerhand Peinigungen ausstehen, wenn es abgerichtet wird, und es thut jedem fühlenden Herzen weh. Soll z. B. das arme geplagte Pferd zu allerlei Kunststücken abgerichtet werden, sich todt stellen lernen, still liegen ohne ein Glied zu rühren: so muß es mit unbarbarischen Peitschenhieben 12. monatlang geübt werden; soll es lernen durch einen Reiter springen, oder über empor gehaltene Dinge wegsehen, oder sich plötzlich hinwerfen und auf ein gegebenes Zeichen aufspringen: so muß es die grausamste Behandlung, Hunger 12. ertragen, bis es ihm gelingt. —

Munter läßt das Zügel auf grünem Nasen, sträubt die kurze krause Mähne, bewegt sich so leicht und schnell wie der Hirsch, und plötzlich wieder umkreist es die ruhig weidende Stute, die es mit herzlichen Blicken bewacht. Zum Pferde erwachsen, steht es da fest und edel, schlank wie ein Reh und friedlich-sicher ist sein Gang, stolz trägt es sein Haupt mit schön gewölbter Stirn und Nase. Es spielt mit dem spitzen Ohr, horcht scharf, flüht und warnt seinen Reiter. Auf des Reiters Wink springt es auf wie ein Luchs, rennt davon, den Hals gestreckt wie ein Adler im Flug, berührt kaum die Erde und majestätisch fliegt sein Schweif ihm nach. Zur Seite des schlanken, glatten Nackens fällt die seiden-schimmernde Mähne. Seine volle, weiche, kräftige Brust stellt sich fest der Gefahr entgegen. Die eisernen Hufen an den nervigen Füßen stampfen ungeduldig den Boden, und der volle, glänzend schwarze Schweif fliegt ruhig über das gewölbte Kreuz zur Ferse nieder. Mit dem Araber stürzt es kühn sogar dem Löwen entgegen. Mit funkelnden Augen, fliegender Mähne, dampfenden Nüstern, schwellenden Muskeln bäumt es sich und schlägt aus, und oft hat sein eherner Huf den Löwen zu Boden geschmettert. Das Pferd ist des Kriegers Schirm und Schutz in der Schlacht. Es heißt schäumend in die Biegel, schüttelt die Mähne, scharret den Boden, schnaubt und wiehert vor Kampflust. Das Schmettern der Trompeten ertönt und muthig sprengt es entgegen blühenden Lanzenreihen. Eine schwarze Todesfahne flattert seine Mähne dem blinkenden Schwert des Reiters voran. Es steht und zittert nicht, bleibt besonnen, unerschrocken, fest wie ein Fels mitten im fürchterlichen Gewühle der Schlacht, unter dem heftigsten Kanonendonner, trägt treu seinen Reiter durch die dicken, schwarzen Wolken des Pulverdampfes hindurch und errettet ihn aus Todesgefahren. Lasset die schöne Geschichte von Alexander dem Großen und seinem treuen Pferde Bucephalus! —

Ernst und langsam, traurig schreitet es einher hinter dem Trauerwagen des Helden, den es trug. Aber muthig und stolz zieht es den Triumphwagen unter Trompetenschall. Mit goldnem Gebiß, funkelndem Biegel, mit Purpurdecken geschmückt, schreitet der Andalusier stolz einher, stolz das Haupt erhoben, mit hellem, freudigem Blick.

Mit dem Krieger in die Heimath zurückgeführt, zieht es geduldig den Pflug und den Erntewagen und ist der willige Gehülfe des Menschen. Es zieht den Lastwagen mit bewundernswürdiger Kraft und Ausdauer. Wenn es den Menschen trägt, so wird es sein Reifgefahrte, und oft sogar sein Wegweiser in der Finsterniß, denn es findet besser, als der Mensch die Wagenspur, und wird nicht leicht vom Wege abkommen. Es trägt den Reisenden über die rauhen Pfade der Alpen, in die Eisfelder Sibiriens. Der Zelter begleitet den Araber, genügsam wie er selbst, in die brennenden Sandwüsten, trägt seine Habe, ist das Spiel seiner Kinder, ruht getreulich mit ihnen unter Einem Dache. Die schönsten und edelsten Rasse sind in Arabien, über deren Abkunft die Araber noch jetzt ordentliche Stammbäume halten, die bis zu den Leihpferden des Königs Salomo oder des Propheten Muhamed hinaufreichen.

Die Tartaren und Kalmyken besitzen so viele Pferde, daß sie in den dortigen Steppen in zahlreichen Herden frei herumlaufen. Sie sind dort, wie in dem Clanos Amerikas kleine struppige Edhne der Wildniß geworden und jagen schon als ein drausender, verheerender Strom durch die Steppen dahin. Da sie niemals in Ställe kommen: so müssen sie immer eingefangen werden, wenn sie gebraucht werden sollen. Obgleich diese Herden neben einander herumstreifen, so vermischen sie sich doch nie mit einander, und ob sie gleich keine Hirtten haben, so verlieren sie doch die Zügel nicht. Der Eigenthümer kennt seine Herde nur an einigen Hengsten und Stuten, denen er ein Zeichen eingebrannt hat. Die Hengste bewachen ihre Herde sehr genau, indem sie stets ihr zur Seite gehen und sie zusammen halten. Erschrecken sie eine fremde Herde, so treiben sie ihre Herde auf einen Haufen zusammen und stellen sich an die Spitze derselben. Ebenso machen es die Hengste der heranziehenden Herde. Rücken die Hengste einander zu nahe, so entsteht oft ein sehr heftiger Kampf. Bei entstehendem Lärm besetzen die Hengste die Anhöden und untersuchen Alles genau. —

Wenn Pferde auf der Weide sind und von Wölfen angefallen werden, so machen sie die geschicktesten Wendungen, um die Raubthiere durch Ausschlagen abzuwehren, und stellen sich zusammen, so daß sie, mit den Köpfen dicht an einander gedrängt, einen Kreis bilden, in welcher kein Wolf eindringen kann, weil überall, wo er angreifen will, der Hufschlag ihn trifft. —

Die Türken finden ein großes Vergnügen an dem Zähmen der Pferde. Sie machen sie oft so zahm, daß sie auf den Ruf ihres Herrn ihre Kniee beugen und ihn aufsteigen lassen; mit dem Maul heben sie einen Stock oder einen Säbel von der Erde auf und reichen ihn dem Reiter. Solche Pferde erhalten von den Türken silberne Ringe um die Nase, zum Zeichen ihrer Geschicklichkeit. Manche sind so gut abgerichtet, daß sie augenblicklich stehen bleiben, wenn der Reiter stürzt. Noch Andere spühen, wenn ihr Herr im obersten Stockwerke des Hauses zu Tische sitzt, die Ohren, um seine Stimme zu hören und wiehern freudig, sobald sie ihn hören. —

TAFEL 8. Der Hirsch.

Ein Rittmeister erzählt vom Mitleiden der Pferde folgende Geschichte: Einem sehr schönen Pferde aus seiner Schwadron wurden auf einmal die Zähne stumpf, so daß es nicht mehr Heu und Hafer kauen konnte. Neben diesem Pferde standen 2 andere. Eines Tages sieht der Stallknecht mit Ersäunen, daß diese das Heu kauen und es gekaut dem alten Pferde vorlegen. Eben so machten sie es mit dem Hafer. Zwei Monate lang setzten sie diesen Beistand fort. —

Ein junger Norweger bediente sich häufig eines Bauernpferdes, welches einem vicarischen Landmanne gehörte und einen sehr sichern Gang hatte. Einst kam er in dessen Haus, um ihm abermals das Pferd abzuleihen, und fand den Landmann in Thränen. Was fehlt Euch? fragte er theilnehmend, ist Euch Jemand abgestorben? — Mein guter Hans ist mir abgestorben, antwortete der Landmann, und ich bin so traurig darüber, als ob mir ein Kind gestorben wäre, so lieb war mir das Pferd, und es mußte mir ja lieb sein, da es mir so zugehen war, als hätte es Verstand und Gefühl gehabt. Ich war vor einigen Tagen nach der Stadt geritten, und hatte mir dort einen kleinen Rausch getrunken, indem ich in eine sehr lustige Gesellschaft gerieth. Mit wüstem Kopfe bestieg ich gegen Abend mein Pferd, und es ging Anfangs recht gut, bis ich an eine Stelle kam, wo der Boden vom Regen schlüpfrig geworden war. Bis dahin war mein Pferd so langsam und bedächtig als möglich im Schritt einhergegangen; hier aber glitt es aus, und ich fiel seitwärts herunter, indem ich unglücklichweise mit dem einen Fuß im Steigbügel hängen blieb. Mein guter Hans stand sogleich stille und machte verschiedene Wendungen mit dem Körper, um mir los zu helfen, allein vergebens. Endlich, nachdem er sich mehrmals mitleidig nach mir umgesehen, und mich genau betrachtet hatte, wie ich da lag, ohne mir helfen zu können, blüete er sich, so weit er konnte, zu mir herunter, und packte mit seinen Zähnen meinen Hut, den er bei Seite legte, dann packte er auf gleiche Art den Stragen meines Rockes, und hob mich mit der größten Anstrengung und Behutsamkeit so weit in die Höhe, daß ich den Fuß aus dem Steigbügel ziehen konnte und wieder auf die Beine kam. — Doch schlecht wird gewöhnlich die Treue des Pferdes von Menschen belohnt. In seinem Alter wird es oft grausam gequält und undankbar behandelt. Eine rohe Hand fesselt das lebensmüde, altersschwache Thier oft noch an die schweren Korren und führt die Peitsche mit grausamer Uebung. Kaum vermag es noch im düstern, von Spinnweben bekleideten Stall, aus moderiger Krippe, sein hartes Futter zu zermalmen. Nur ein schwacher Tod erlöst es von seinen Leiden. —

Der Nutzen der Pferde ist Jedermann bekannt.

Ihr Fleisch wird von den Tartaren gegessen. Die Haut verarbeiten die Lohgerber zu Sohlleder. Aus dem Rückenstücke der Pferdehaut bereiten die Türken, Perser und Tartaren den Chagrin (ein gekipptes Leder). Er ist fest, kernicht, und sieht aus, als wäre er mit Mohlkornern bestreut. Denn die Fleischseite wird, nachdem sie gehörig gereinigt ist, mit dem Samen der Madute bestreut, welches Gewächs in der Wolga häufig wächst. Die Samenkörner davon

werden zuerst in die Haut eingetreten und dann wieder ausgeklopft. Die so bereitete Haut wird grün, roth u. gefärbt. Aus diesem Leder werden Degenscheiden, Futterale, Uhrgehäuse u. gefertigt. Man nennt es Chagrin, weil bei den Persern Sogra und bei den Türken Sogri Pferdehaut heißt. — Die frische Pferdemilch ist viel stärker als jede andere, und die Kalmücken und Tartaren trinken sie als Frühstück sehr gern und machen aus ihr ein geistiges Getränk. Die starken Sehnen am Fuße gebrauchen die Orgelbauer, um damit die Bindlader, auf welcher die Orgelpfeifen stehen, zu befestigen, damit der Wind nicht durchdringe. Die Haare benutzt man auf mancherlei Weise. Sie werden gefotten, damit sie ihre Festigkeit verlieren. Sie werden elastischer und krauser als andere Haare. Man verfertigt daraus starke Zeuge, die zu Stuhlüberzügen gebraucht werden. Man stopft auch damit Matratzen, Polster, Stühle u. aus. Von den gefärbten Pferdehaaren machen die Siebmacher die bekannten Haarsiebe. Auch die Perückenmacher gebrauchen sie. Aus den Haaren des Schwanzes werden Biolinbogen, Halsbinden, Kappen u. gefertigt u. s. w. Aus den Hufen u. derselben bereitet man Leim. Der Pferdehänger ist sehr gut und erwärmt die Erde.

Der Hirsch.

Er ist unstreitig unter allen Waldbewohnern der schönste und prächtigste, aber auch nicht wenig stolz auf seine Gestalt. Er trägt mit einer Leichtigkeit sein schweres Gewicht auf dem jarten Kopfe, als wäre es nur ein Federbusch, und fliegt gleichsam damit einher, wenn er verfolgt wird; denn kaum sieht man, daß seine Füße den Boden berühren, und vergebens strengen sich die Hunde an, ihn einzuholen, wenn ihn nicht Aeste und Zweige aufhalten. Sein Geweih hat viele Aeste (Enden) und ist rückwärts gebogen. Im Februar und März wirft er dasselbe ab und anstatt dessen wächst ihm in Zeit von 12 bis 16 Wochen ein neues. Dieses ist sehr weich und mit einer haarigen Haut oder Bast umgeben. Im Juli hat es seine Vollkommenheit erreicht. Es ist größer und hat mehrere Ende als das abgeworfene.

Sein Leib ist sehr schlank, sein Auge groß, gelblich und feurig, und alle seine Gliedmaßen sind leicht und beweglich. Sein Haar ist braunroth. Im Gesicht und auf dem Rücken ist es dunkelbraun; am Bauche aber weißlich. Seine Höhe beträgt 3½ Fuß. Sein braunrothes Haar hat ihm wohl den Namen „Rothwild“ erworben; aber im Alter bekommt er wie der Mensch, graues Haar. Wenn er ausgewachsen ist, so wiegt er ungefähr 4 Centner. Sein Weibchen nennen die Jäger gewöhnlich schlechtweg Thier, als ob es das einzige Thier wäre, doch auch Hirschkuh und Hindin. Die Hirschkuh hat keine Hörner, ist 8 Monate trächtig und gebiert gewöhnlich 1 Junges,

selten 2 Junge. Die Farbe des Hirschkalbes ist in seinem ersten Jahre rothbraun mit niedlichen weißen Flecken. Bis zum sechsten Monate heißt das Junge Hirschkalb und im sechsten Monate Schmalthier; das weibliche Junge heißt Wildkuh. Die schlankste Hirschkuh ist eine recht sorgsame und zärtliche Mutter und man erzählt sich sehr schöne Geschichten von der Liebe zu ihren Jungen. Sie säugt dieselbe 3 Monate lang an ihren Brüsten. 3 Jahre hinter einander sieht man sie immer mit ihrer Familie in Rudeln einhergehen. Wenn die Männchen 1 Jahr alt sind: so wachsen ihnen ein Paar Kolben auf dem Kopfe und es kommen die ersten Spießer der Hörner hervor. Dann nennt man sie Spießer. Im zweiten Jahre erscheint der erste Nebensprosse, und sie heißen alsdann Gabelhirsche. Nun wächst an jedem Horne ein Jaden mehr, und so wird er endlich ein prächtiger Jodensender, und als solcher erst im 6ten Jahre jagdbar; im 8ten Jahre ist er völlig ausgewachsen. Sein Geschlecht kann er schon als Spießer fortspflanzen. Die Brunstzeit dauert 2 bis 4 Wochen und ist auf Regidien. Aldann brüllen die Hirsche des Nachts fürchterlich und streiten um die Hirschkuh. Bei diesem Streite verwenden sie sich mit dem Geweihe oft so sehr, daß sie kaum wieder aus einander kommen können. Auch bekommt in diesem Kampfe der Besiegte bisweilen einen solchen Stoß in den Leib, daß er todt liegen bleibt. Um diese Zeit ist der Hirsch auch gefährlich. Sonst ist er ein sanftes und furchtsames Thier. Die Jungen können sehr leicht zahm gemacht werden. Sie erreichen ein Alter von 35 bis 40 Jahren. In allen Ländern Europa's wo es große Wälder gibt, und in den Wäldern Asiens und Nordamerika's sind sie zu finden. Sie ziehen immer in Rudeln zusammen. Ihr Gehör ist außerordentlich fein. Sie haben auch einen gar feinen Geschmack, und darum nähren sie sich nur von Getreide, Kräutern, Knospen, Baumrinden, Gras und Moos, lieben sehr reines Trinkwasser, und sehen, da sie geschickte Schwimmer sind, wohl zuweilen durch einen breiten Fluß, um gute Nahrungsmittel zu suchen. Da sie wiederläuende Thiere sind, also lange Zeit für ihre Nahrungsmittel nöthig haben: so suchen sie sich, wenn sie getroffen haben, sorgfältig einen Ruheplatz zum Wiederläuen. Sehr gerne lecken sie Salz.

Der Hirsch ist ein sehr vorsichtiges Thier. Bei dem geringsten Geräusch sieht man ihn den Kopf in die Höhe heben und die Ohren spitzen, und so bleibt er wohl einige Minuten in horchender Stellung stehen. Darum ist es wohl zu glauben, was die Jäger von ihm erzählen, daß der Hirsch allemal, wenn er sich des Futters wegen in eine unbekannte Gegend wagt, erst rund um die Ebene herum, auf der er weiden wollte, Alles genau untersuche und sich gegen den Wind wende, um durch den Geruch zu wittern, ob etwa ein Feind in der Nähe sei.

Sein Geweihe braucht er oft als einen Spieß, und weiß sich damit trefflich gegen stärkere Thiere zu vertheidigen; nur dem schrecklichen Luchs kann er nicht widerstehen, wenn er in der Dämmerung mit blutigerer List von einem Baumstrunke herab, oft in 6 Ellen weiten Sägen, ihm auf den Leib springt, seine scharfen Klauen in